

Zur Frankfurter Buchmesse

Literatur Eule

Mit Beiträgen von
Matthias Biskupek,
Reiner Schwalme,
Peter Köhler,
Frank Hoppmann
u.v.a.m



Das Funkeln der Prosa bei Nacht

Von Kollegen weiß ich, dass ihr Unterbewusstsein weiterschreibt, während sie schlafen. Am Morgen stehen sie ausgeruht auf, wissen, wie der Hase läuft, und machen los. Am Ende haben sie den nächsten Roman fabriziert, ohne eine Ahnung zu haben, wie.

Wenn ich mittags völlig fertig zu mir komme, weiß ich nur, dass meins wieder mal sein eigenes Ding gemacht hat. Wahrscheinlich sind ihm meine Kurzgeschichten zu popelig, um daran mitzuwirken: Es entwirft selber welche.

Um mich kleinzukriegen, hinterlässt es mir beim Aufwachen die Erinnerung an einen schöpferischen Glückstaumel, wie er mich bei der Arbeit nie überkommt. Freilich verweigert es mir den Zugriff, lässt mich ewig Passwörter suchen, obwohl ich dichten müsste. Neuerdings geht es mit mir in der Tiefschlafphase Satz für Satz die geschliffenen Storys durch, ermahnt mich, auch ja nichts zu vergessen. Im Traum bau ich mir Eselsbrücken zum Plot (wenn ich den behalte, ist der Rest ein Klacks!), versuche das Bewusstsein im abgesicherten Modus kontrolliert hochzufahren – noch funkelt aus der Tiefe das Kabinetstückchen in allen Facetten.

Dann, der Schatz ist so gut wie gehoben, entleitet er mir wie die Hand des Freundes überm Abgrund!

Vor Wut geh ich nach dem Kaffee zurück ins Bett, doch das Unterbewusstsein tut einen Teufel, Stroh zu Gold zu spinnen. Wo das Schöne versank, blubbern Blasen, Sprechblasen unklarer Herkunft: Welches Volk hättest du Schlaumeier denn erwählt, he?

Ich werd' wach von dem Bockmist, er tappe aber das bisschen Tagesgrips schon bei der Arbeit. Im Schnelldurchlauf rattert durch, was sich anbieten könnte: ... Haida, Himba, Maori, Massai, Nanai ... Polen, Tschechen, Tschuden, Tschuktschen ... Xavante, Yanomami, Zuni ... Abasinen, Abnaki, Aimara ... Bei den Arabern angelangt, strample ich die Decke weg, worauf die arme Birne, noch während ich versuche hochzukommen, kurzerhand auf Stämme der Nachkommen des Propheten umschaltet: Al-Awadi, Al-Hakim, Al-Husseini, Al-Marashi, Al-Marasma, Al-Sadr, Al-Yasir ...

Ich flüchte in die Küche, kappe den Filter an der Fluppe, schnipse am Feuerzeug rum, nehm' einen Zug. Ich ruf Hans Dieter an. Als Sexualtherapeut hoffnungslos überbucht, geht er immerhin ran, wenn er sieht, wer anruft.

»Und wo ist das Problem?«, fragt er, als ob ich ihm von einem Dreier im Lotto erzählt hätte.

»Mann«, brüll ich, »meine Hirnhälften hassen einander!«

»Wichsen«, sagt Hans Dieter, »ein Naturheilverfahren, das ich dir immer wieder verordne.«

»Okay, ich bin faul«, geb ich zu, »könnte ja wieder mal an deine Steffi denken.«

Ein Päuschen tritt ein, in dem Hans Dieter überlegt, ob er den Betablocker genommen hat. Dann sagt er: »Samen.«

»Wie, Samen ...?«

»Ich tät die Sami auserwählen. Die würden wenigstens den Kopf behalten. Mach was draus, ich hab hier noch mehr Irre rumsitzen.«

Im heißen Fichtennadelbad versuche ich mir Hans Dieters Lappen vorzustellen: zwei alte Leutchen mit Topfwärmern auf dem Kopf, die ihn in eine gemütliche Erdhütte einquartieren. In ihrer nebenan hat's sogar Luxus: Deckenfunzel, Satellitentelefon und DVD-Player – alles mit Strom vom Wasserrädchen. Sie füttern Hans Dieter mit Trockenfleisch in Bohnenkaffee und gezuckertem Fisch – frisch filetiert. Weil die Bevölkerungsdichte im Land der Auserwählten gegen Null geht und keiner es ihnen neidet, sind sie friedlich und heiter, hätten selbst Hans Dieter glatt adoptiert.

Ich mal mir das mal aus: ein Tal, ein See, ein Polarlicht. Das Wolfsrudel heult aus der Weite des Fjälls, ein Schneesturm zieht auf. Der Wanderer beginnt zu rennen, schlägt hin und bricht sich den Fuß. Mit dem letzten Geldschein kriegt er unterm Baum noch Feuer an; genau dort, wo der Schnee dann vom Ast rutscht ...

Der Anruf erreicht mein Unterbewusstsein bei der Arbeit an einem Glanzstück von Prosa, diktiert von der Eiskönigin der Nacht. Schneller als ich mir irgendwas merken kann, schaltet es um auf Bewusstsein, das von der plötzlichen Anforderung überlastet ist.

»Weißte, was mir noch einfällt?«, scheppert es aus der Ferne. »Dort lagen Porno-DVDs neben dem Player, Hardcore made in Hongkong!«

»Du Arsch«, weckt mich meine eigene Stimme.

»Mach weiter, Alter!«, lacht Hans Dieter.

RAINER KLIS

KLASSIKER IM NEUEN GEWAND.
HEUTE: ALEXANDRE DUMAS
„DIE CHAMÄLEONDAME“



HARM BENGEN

Gelungene Briefabschlüsse

Ein dicker Schmatz
Von Ringelnatz
Bis dann und wann,
Dein Thomas Mann

Deine Warzen,
alte Kröte,
küsst Geheimrat
Wolfgang Goethe

Stets der Deine,
Heinrich Heine

Wie zumeist
grüßt Heinrich Kleist

Grüß noch König Lear
von mir,
alles Gute,
Dein Shakespeare

Mit letzter Tinte,
schon ganz blass,
grüßt der berühmte
Günter Grass

Von der Straße
dringt Krawöll,
ein stiller Gruß
von Heinrich Böll

Muss schließen,
denn da kommt
Godzilla,
rasche Grüße!
Friedrich Schiller

KRIKI

Vollzugsbekanntmachung zum deutschen Brief

Liebe Bürgerinnen und Bürger, wir bedauern, Ihnen schriftlich mitteilen zu müssen, dass die deutschen Behörden zum Jahresbeginn endgültig Abschied nehmen vom deutschen Brief mit amtlichem Gruß.

Der deutsche Brief in seiner bekannten Hochform als Bescheid, Erlass oder Anordnung hat leider ausgedient.

Obwohl der deutsche Behördenbrief ein wichtiger Bestandteil der deutschen Leitkultur war, wurde er vom deutschen Untertan immer schändlich behandelt und oft gedemütigt. Kaffeeflecken und Bierdosensabdrücke auf Hartz-IV-Bescheiden waren in den letzten Jahren leider häufig vorhanden, Eselsohren und anderweitige Verschmutzungen die Normalität. In Einzelfällen mussten Sachbearbeiter und Beamte Aids-Handschuhe beim Lesen der Korrespon-

denz benutzen. Dies hat natürlich zu immensen Mehrkosten geführt: Krankenhaus- und Therapieaufenthalte von Mitarbeitern und allgemein eine zunehmende Demotivation bei der Sachbearbeitung waren die Folge.

Aus diesem Grund hat sich die Regierung entschlossen, die hoheitliche schriftliche Verwaltung folgendermaßen zu verändern:

1. Anstelle von Bescheiden erhalten Sie nur noch Rechnungen.
2. Dort, wo keine Rechnungen ausgestellt werden, gibt es den offenen Vollzug.
3. Gebühren, Steuern und Abgaben erfolgen durch Lastschriftaufträge.
4. Die Demokratie findet nur noch unschriftlich bei Wahlen statt, und diese bleiben für Bürgerinnen und Bürger geheim.

WERNER LUTZ

Welch gütiges Geschick, dass ich Euch hier antreffe, Herr Geheimrat! Fast hättet Ihr die Kaffeetafel verpasst, alle anderen sind schon da!« Mit resolutem Griff fasste Schwester Amalia Goethe unter und führte ihn von der Terrassentür, an der der Dichterkönig vergeblich hantiert hatte, um sie zu öffnen, zurück in den Speisesaal. »Schaut, der Herr Kleist, der Herr Hölderlin, sogar das Euch so gewogene Fräulein Droste-Hülshoff warten schon auf Euch! Setzt Euch getrost dazu, ja, so ist es schön. Und schaut, da ist sogar ein großes Stück Käsekuchen auf Eurem Teller bereitet. Lasst es Euch munden, Herr Geheimrat!«

Goethe lächelte, und ein Appetitfaden zog sich an seinem Mundwinkel herunter. Schwester Amalia entfernte sich. Sie wusste mittlerweile, wie man Goethe nehmen oder, wie sie es nannte, »lesen« musste. Früher hatte sie ihn einfach mit Gewalt an den Ess- oder Kaffeetisch zu schieben und zu zerren versucht. Goethe aber war das zu hoch, er rief »Fort! Fort! In die Ecke, Besen!«, kniff sie, schimpfte sie am Ende gar »dummes Stinkloch«. Kujoniert worden war sie von dem alten Sauranzen und Scheißmatz!

Uhrzeit und Pünktlichkeit hatten für Goethe jede Bedeutung eingebüßt. Zwar dachte er ständig ans Essen, aber auch die Essenszeiten kümmerten ihn nicht mehr. Wenn es ihn hinausdrängt ins Freie, dann will er los, geschwind zu Pferde! »Lüfte deinen Sitz, Schwager Kronos«, ruft er, »ich komme!«

Und das nicht nur tags; nachts ist es oft ein Gleiches. Dann wandert Goethe, während in allen Zimmern Ruh' ist, durch die Gänge des Pflegeheims in Weimar am Frauenplan, und ist es ein Glück, wenn ihm Schwester Ottilie begegnet, die artig fragt: »Herr Geheimrat, Ihr wollt in Euer Gemach? Kömmt, ich mache Euch auf!« »Ach, da weißt du mehr als ich, mein Kind!«, erwidert Goethe erfreut und tätschelt der Schwester das Pfötchen: »Dank dir, Ottilie!«

Brav betritt Goethe sein Zimmer, setzt sich auf den Schreibtischstuhl und lässt unter sich. Dass itzt die Schwester unschicklich aufschreit und ihn in groben Worten schilt, kann er nicht verstehen. Sie hat ihn doch hierhergeführt!

Fürwahr, schwer ist dem Herrn Geheimrat oft ums Herz. Ein widriges Geschick treibt seine Foppereien mit ihm! Da leben zum Exempel hier im Hause die beiden Theodore, Storm und Fontane – wie soll er die bei diesem Vornamen denn auseinanderhalten? Item die Musizi Schubert und Schumann, die leugnen, miteinander verwandt zu sein!

Nein, Goethe musste fort! Und reitet los bei Nacht und Wind, an alten Weiden vorbei, Nebel streift ihn wie ein Gespenst, doch er hat das Kind in seinem Arm, er fasst es sicher, hält es warm. »Was zieht Ihr für ein banges Gesicht?« – »Ich sehe den Erbkönig vor mir, ganz dicht!« – »Aber Herr Geheimrat, ich bin's, Nachtschwester Ulrike! Führen wir denn wieder Selbstgespräche?«

»Ah! Das ist gut, dass du da bist, Ulrike!«, merkt Goethe auf und fodert mit wiedergewonnener Überlegenheit: »Gib mir das grüne Wams.« – »Jetzt? Es ist Schlafenszeit!« – »Mich bekümmern Zeiten nicht mehr, sondern nur das Essen, das weißt du doch, Kindchen. Und ist jetzt Essenszeit?« – »Nein, Herr Geheimrat.« – »Na, siehst du. Also gib mir das grüne Wams.« – »Ist Euch denn kalt?« – »Wahrlich, hab' ich doch sonst nichts an, Riekchen! Und muss annoch hinüber zu Professor Adorno, über die Straße.« – »Aber Herr Geheimrat! Ich ziehe Euch besser das Nachtge-



Goethe in Pflege

wand an.« – »Und darin soll ich hinaus auf die Straße? Liebes Kind! Gib mir mein Wams.« – »Aber es ist Zeit, ins Bett zu gehen, Herr Geheimrat.« – »Mein Wams!« – »Nein!« – »Mein Wams!!«

Eine Erinnerung schoss Goethe durch den Kopf, eine fürchterliche Ahnung: Du hast es dreimal gesagt! Tatsächlich ging die Tür auf, und Schwester Amalia trat ein: »Was ist denn hier los?« An Goethen gewandt: »Wo wollen wir denn hin, Herr Geheimrat?«

»Zu Professor Adorno! Er gibt in seinem Garten eine Illumination zu Ehren der klassischen deutschen Bildung und Kultur!«

»Aber Herr Geheimrat, das hat doch Zeit. Jetzt gehen wir alle schlafen!« Sie nahm das Wams, heftete seinen Lieblingsorden an – den der Ehrenlegion, den ihm Wilhelm II. verliehen hatte – und zog es Goethen über das Nachthemd, der brav auf seinen Pfühl glitt. »Warte nur«, flüsterte sie zu Schwester Ulrike, »balde schnarcht er schon.«

Am nächsten Morgen ist alles vergessen. Als Schwester Marianne erscheint, ihm aus dem Bette zu helfen, beim über alles geliebten Hauptgeschäft zu assistieren, die Windeln zu wechseln und die Schuhe zu binden, beschwert sich Goethe gleich als Erstes, dass ihm jemand im Schlaf ein grünes Wams mit einem kuriösen Klunker übergezogen hat.

Überhaupt, Marianne ist ein Schatz. Sie reicht ihm beim Frühstück an, sagt ihm auch, wenn er zu kauen oder zu schlucken vergisst. Ist sowohl Fräulein als auch schön und könnte gern mit ihm ins Bettchen gehn! Aber leider ist sie schon über 40 und zu alt für ihn!

Trotzdem, Marianne mit ihrer Frohnatur und Wohlgestalt regt ihn an, lässt ihn frühlingsfrische Wörter finden und hat gewiss auch einen Wunderschoß. Dagegen diese Freifrau vom und zum Stein, die eingebildete Gans! In einer Tour stellt sie ihm nach, schreibt ihm Billette für und für. Und ist sogar noch älter als er, er, äh...

Ja, wie alt war er eigentlich? Öh ... Wie lange weilte er schon hier auf der Akademie? Hm ... Längst war seinem Kopf entglitten, wie er eines Tages beim Ankleiden die Orientierung verloren hatte. »Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande«, hatte er heiter notiert und nicht gehaut, dass es damit nicht sein Bewenden haben sollte. Dann fand er von Schiller nicht mehr den Weg nach Hause; irgendwann verlernte er, wie man eine lockere Schraube festzieht, und endlich wusste er nicht einmal mehr, wer dieser alte Trottel war, der ihn immerzu im Spiegel verfolgte!

In seinen helleren Augenblicken war Goethen wohl bewusst, wie sehr ihn manche Kollegen hier auf der Arbeit inkommodierten. Dieser irre Pastor Nietzsche zum Beispiel, der immerfort sächsisch deklamiert, noch dazu welch hanebüchenen Unsinn! »Edel ist der Mensch, hilfreich und gut«, da lachen ja die Hühner! Oder dieser Zausel Einstein, der den ganzen Tag würfelt! Nimmt ihm ein Pfleger endlich Würfel und Becher weg, schreit und greint der alte Narr: »Ich spiele Kniffel mit dem lieben Gott!«

Sehr gern sitzt Goethe dagegen mit seinem Freund Karl May zusammen, der ihm von seinen Reisen nach Amerika erzählt. Auch über den Doktor Freud muss er oft schmunzeln, der Schwester Hanna für seine Tochter Anna hält, ihr jedesmal seinen Sigmund zeigen will und ihr darob Inzestverlangen vorwirft. Oder dieser Ausländer, der sich wie König Lear auführt und doch bloß ein ungebildeter englischer Kaufmann ist, wie hieß er gleich ... na ... stattdessen fällt Geheimrat Dr. jur. Goethe jetzt etwas anderes ein, zwei Zeilen sind's, von Eduard Kästner vielleicht: »Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n? Ich kannte es! Und hab' es leider vergessen.«

PETER KÖHLER

ZEICHNUNG: PETER THULKE



Ansichtssachen



**Meister der
Komischen Kunst:
Frank Hoppmann,**
Verlag Antje Kunstmann,
112 S., 16,00 Euro



Angela Dorothea Merkel



Hunter Bund



Till still standing



Mit Brüsten brüsten

Die Sprache des Gra

Lesezeichen: ROBERT NIE MANN



Das schlechteste Englisch der Welt wird in Rom gesprochen. Denn in Rom gilt das Motto: Niemand kann so schnell kein English wie wir! Q.I.E. ist überall: Quick Italian English. Es klingt wie ein kurzer Feuerstoß aus einem Maschinengewehr. Das beginnt bei den Durchsagen auf dem Flughafen und setzt sich im Hotel fort. Das Pronomen versteht man noch, der Rest bleibt unklar: »You wonna ssissorset?« – »Äh ... yes.« – »And you wonna ssissorset!« – »Ja, äh ... okay?« Aber zum Glück ist an solchen Orten ja nahezu alles selbsterklärend. In meinem Falle bedeutet es offenbar, dass ich eingewilligt habe, das gebuchte Zimmer mit Blick auf das Kolosseum gegen ein Zimmer zu tauschen, das einen Blick auf al-

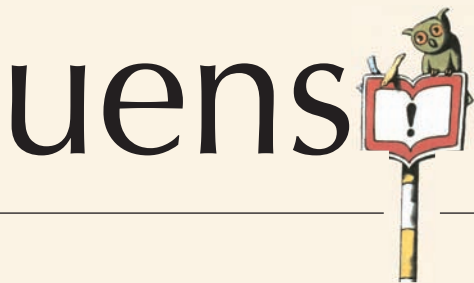
les Mögliche hat, aber nicht auf das Kolosseum. Als ich vorsichtig darauf hinweise, kriege ich ein Zimmer auf der anderen Seite. Das Kolosseum ist auch von dort aus nicht zu sehen. Kein Wunder, es liegt ja auch ganz woanders, wie ein Blick auf den Stadtplan zeigt. Als ich den Hotelmanager darauf anspreche, dass er in allen Prospekten mit dem großartigen Blick auf Roms berühmtestes Bauwerk werbe, dieses jedoch von keinem einzigen Zimmer aus gesehen werden könne, strahlt er mich an wie einen Bruder: Das sei ihm auch schon aufgefallen.

Dann beginnt das wirkliche Grauen. Unablässig und allerorts springen einen freiberufliche Stadt- und Museumsführer mit einem: »Do you speak English?«

an. War man den einen los, warfen sich zwei andere in den Weg: »Do you speak English?« Schüttelte man wahrheitswidrig den Kopf, ratterte es gnadenlos weiter: »Spanish? French? Russian?« Vor den Vatikanischen Museen habe ich erst Ruhe, als ich angebe, eine Führung in Latein zu wünschen. Aber auch damit kann man wahrscheinlich auf die Nase fallen, denn wer so perfekt kein English spricht, der kann möglicherweise auch kein Latein gut.

Vor meiner Reise nach Rom hatte ich mich überwiegend bei älteren Mitmenschen mit Informationen über die Ewige Stadt versorgt. Vor Q.I.E. hatte mich niemand gewarnt. Aber ich wusste, dass es praktisch unmöglich ist, einen Romaufenthalt lebend

KAT WEIDNER



zu überstehen. Wenn man Rom bereiste, trug man daher am besten eine schusssichere Weste, schwere Lederstiefel sowie einen Helm. Es war ratsam, diese Bekleidung auch im Hotelzimmer niemals abzulegen, die Fensterläden stets fest verschlossen zu halten und die Nachtruhe im Zimmersafe zu verbringen, aber erst, nachdem man den Kleiderschrank vor die Tür geschoben und mit einer kleinen Reiselandmine taktisch gesichert hatte.

In Rom, so war ich vorinformiert, sind zudem auf den Straßen überall mit zwei Mann besetzte Motorroller unterwegs. Der Hintermann entreißt einem hinterrücks die Handtasche. Gibt man die nicht frei, wird man mitgeschleift – bis nach Neapel, wo man blutig auf einem von der Mafia bewachten Müllberg aufschlägt. Meine Erwartungen waren hoch. Sogar eine Handtasche nahm ich mit. An mir sollte es schließlich nicht liegen! Die Schilderungen waren so plastisch, dass ich mich bereits im Flugzeug bei jedem Geräusch erwartungsvoll nach einer von hinten kommenden Vespa umschaute.

Alles vergebens. Denn die Vespas in Rom sind inzwischen sehr viel leiser als noch vor einem Jahrzehnt. Das martialische Geknatter von früher, als man immer dachte, man sei aus Versehen in ein Artilleriegefecht geraten, ist dahin. Die Roller surren nur noch wie eine elektrische Nähmaschine. Oder wie ein das Ti-Eitsch übender Italiener. Kein Wunder, dass kein römischer Heranwachsender noch Lust verspürt, mit so etwas Raubüberfälle zu begehen.

Geklaut wurde mir aber auch sonst nichts. Stattdessen war ich es, der fremdes Eigentum in Besitz nahm. Auf einer Parkbank lag ein verlassener Reiseführer. Bis auf die Seite mit dem Forum Romanum, wo offenbar einmal eine Scheibe Schinken als Lesezeichen eingelegt worden war, ist er in gutem Zustand. Aber auf Lettisch. Das ist ganz wunderbar: Wenn man es sich ganz schnell selber vorliest, klingt es fast wie Q.I.E. Was bedeutet: Man versteht nicht das Mindeste. Aber es ist ganz nahe dran am Originalsound von Bella Roma!

Klassiker neu gelesen:

Saure Gurken, trübe Tassen

Dostojewskis »Schuld und Sühne« im Zerrbild der Clowniteskaja

Weißes Gesicht, rote Nasen, Pluderhosen und Quadratlatzen in Clownsgröße – so erfreuen sie uns bereits seit Jahrhunderten: die Possenreißer und Spaßmacher, die Harlekin und Pantomimen, die Narren dieser Welt. Denn sie halten den Mächtigen in ihrer unbeholfenen Andersartigkeit ihren Schminkspiegel vors Gesicht. Kein Wunder also, dass in so vielen literarischen Meisterwerken dem Clown eine zentrale Rolle zuge-dacht ist.

Ich sitze auf einem Treppenabsatz eines Hauses in der Nähe des Petersburger Heumarkts und mümmle lustlos meine Lunchbremen, die mir meine Wirtin, eine gewisse Amália Lippewechsel, für einen Wucherpreis geschmiert hat. Auf der Suche nach den Clowns befinde ich mich gerade auf einer Lesereise durch Dostojewskis »Schuld und Sühne«. Den ganzen Tag schon bin ich durch stinkende Querstraßen und Gassen, billige Kaskemmen und beklemmende Dachstuben gepilgert und habe mit Bettlern und Betrunknen, mit Soldaten und Dirnen gesprochen. Einen Clown jedoch konnte ich in dem Wimmelbild des bunten Treibens bislang nirgends ausmachen.

Ein junges Pärchen, Rucksackliteratortouristen aus Ibbenbüren, leistet mir Gesellschaft. Gemeinsam warten wir auf die Literaturführung durch das Mordhaus. Ob sie denn schon Clowns oder Pantomimen gesehen hätten, frage ich sie. Nein, das nicht. Aber sie hätten auch nicht so darauf geachtet, weil sie wegen der Rettung der Wale hier seien. Die junge Frau, eine etwas käsige und sehr neunmalklugen Germanistikstudentin im 17. Semester, schlägt mir vor, ich solle mal Bölls *Ansichten eines Clowns* lesen oder den Yorick aus der Friedhofsszene im Hamlet studieren. Ich erkläre freundlich, dass mein spezielles Interesse dem Pierrot des russischen Uniformalismus gelte, da osteuropäische Clowns wie Oleg Popow oder Boris Jelzin besonders viel Melancholie bzw. Alkohol ausatmeten. In Wahrheit war Böll vergriffen, und Yorick ist mir zu hirntot.

Inzwischen ist der Literaturführer eingetroffen. Er zeigt uns eine Wohnung im zweiten Stockwerk, die gerade renoviert wird. Ich frage einen der Handwerker, ob man nicht vielleicht eine Clowns-Tapete anbringen und den Raum mit ein paar Harlekin-Puppen aufräumen könne. Der etwas tumbe Mensch, ein Gastarbeiter aus Lortzings *Zar und Zimmermann*, schüttelt schwerfällig den Kopf und versteift sich auf die weithergeholte These, dass sich das Absurde Theater mit dem Russischen Realismus beißen würde.

Über uns ertönt plötzlich ein spitzer Schrei. Wir hören etwas Schweres auf den Boden knallen. »Das wird wahrscheinlich nur die Alte sein, die gerade von diesem jungen Taugenichts umgebracht wird«, erklärt uns einer der Handwerker gelangweilt. Immerhin – das ist das Lustigste, was mir in diesem Roman bislang passiert ist, seitdem im zweiten Kapitel ein Teller mit sauren Gurken gereicht wurde.

Ich verabschiede mich von dem Pärchen aus Ibbenbüren, das in der Etagentoilette eine größere Walpopulation gesichtet haben will. Sie wünschen mir noch viel Glück bei meiner Suche nach den Clowns. Aber mir ist längst klar geworden, dass *Schuld und Sühne* in erster Linie ein Buch über unnötige Wanderschaften ist, und dass ich es gar nicht abwarten kann, wenn in knapp neunzig Jahren die Petersburger Metro ihren Betrieb aufnimmt. Meine viel zu großen Sohlen qualmen vor Wut, und ich frage mich, ob sich auf einer der folgenden rund 650 Seiten überhaupt noch mal ein Clown blicken lassen wird. Ich habe die Schnauze voll vom Kaffeesatzlesen in einer trüben Tasse.

Also lege ich das Buch beiseite und widme mich einer Eulenspiegelei, bei der die Schuldfrage noch ungeklärt, die ungewollte Clownerie aber garantiert gesühnt wird: Angela Merkels *Regierungserklärung zum Fiskalpakt*.

MICHAEL KAISER



Rober Niemann:
Besser ein Vorurteil
als gar keine Meinung,
Eulenspiegel-Verlag,
144 Seiten, 7,95 Euro

Belle triste

Ein großer Verlag macht derzeit sein großes Geschäft mit Texten, die angeblich ein geheimes Verlangen des Publikums, speziell des weiblichen, ausdrücken: sich mit allerlei Marterinstrumenten traktieren zu lassen. Und so bleibt es an kleinen Editionshäusern, das einstige Hauptgeschäft zu übernehmen: eher leisen Gedichten oder Theatermonologen, die sich nicht als Event vermarkten lassen, zu einer Öffentlichkeit zu verhelfen.

In Graz beim Literaturverlag Droschl erschienen Gedichte des Augsburger Buchhändlers **Max Sessner: Warum gerade heute.** Wem da ein Fragezeichen zu fehlen scheint, der mag das erste Gedicht des Bandes »Eine Frage bitte« lesen.

★

Die kleinen Verlage bringen es gelegentlich auch fertig, ihre Bücher so auszustatten, dass man sie gern zur Hand nimmt. Das ist bei der »Edition Ornamment« so, die im quartus Verlag, der im Dorf Bucha seinen Sitz hat, ihren Vertrieb gefunden hat. Die schmalen schwarzen Bände erinnern mit ihren aufgeklebten Titel-Etiketten, mit Lesebändchen, farbigem Vorsatzpapier und beigefügten Grafiken an die legendären Bücher des Kurt Wolff Verlages vom Beginn des 20. Jahrhunderts. Herausgeber Jens-Fietje Dwars hat einem jungen Autor ein Podium geboten, der wiederum einem ollen Protokollanten die Ehre gibt. **Jan Decker: Eckermann oder die Geburt der Psychoanalyse** – Theatermonolog in drei Bildern mit Zeichnungen von Kay Voigtmann. In diesem Stück soll der brave Eckermann begründen, warum er immer wieder scheiterte, an sich und natürlich an Goethe. Ob das spielbar ist, bleibt vorerst eine Frage, gut lesbar ist es, meint der Rezensent, Vertreter einer Spezies, die Goethe bekanntlich gern totschlagen ließe.

★

Manche Buchtitel schwingen, Vokale trällernd, so hübsch in die Welt, dass man sie gern als Belletristik akzeptiert.

In Sina Gumpert war ich jung verliebt (mitteldeutscher Verlag) ist so einer, wir hören, wie die I's und die U's einander umschlingen und miteinander schnäbeln (auch ein hübsches Wort aus dem vergangenen Jahrhundert). Wir begreifen, wie Sina Gumpert uns auslächelt; Sina Gumpert, die eben nicht Mandy Schober heißen darf, obwohl sie vermutlich wie Mandy Schober aussieht und die Herzen und Unterhosen der Jungs in angespannte Sphären versetzt. **Andre Schinkel** nennt sein Gereimtes »Übermütige Texte«, und die Nachrede über ihn vermeldet: »lebt als steckbrieflich gesuchter Aufschneider, Daktylen-Sumotori und wandelndes Synthiepop-Lexikon in der düsteren Provinz Hallodristan«. Schinkels »Lob der guten Tat«, das die Luther-Dekade in ihrer landeschaftlichen Gebundenheit preist und lobt, dürfen wir zur Hälfte zitieren: »Hinter Torgau musste Luther kacken, / Es erwischte ihn am Waldrand kalt; / Man sah beherzt die Kutte sacken / Und hörte, wie's im Strauchwerk knallt. // Bald erleichtert trat der Reformator / Befreit und blass zum Wäldchen raus – / Ach, es wäre jetzt ein Ventilator / Gut ... der den Geruch zerbraust ... « Wer nun noch wissen will, was Angela (»schläfrig«) und Guido (»kühl und käfrig«) im Reime miteinander machen, der muss die Seite 32 dieses Werkes lesen.

★

Eine **Literaturtasche Wortwechsel** bleibt zu begutachten – in der Tat ein elfenbeinfarbenes, textiles Beutelchen, das neben einzeln gehefteten Gedichten u. a. von Daniela Danz, Alban Nikolai Herbst und Jan Volker Röhnert Briefe zum Elend der deutschen Literatur-Alltagspraxis enthält. Und damit es auch überall käuflich ist, besitzt es eine ISBN, nämlich diese: 978-3-936305-25-8. Meines Erachtens ist das die erste ISBN für einen Stoffbeutel. Die Herausgeber **Romina Voigt & Moritz Gause** bestehen übrigens darauf, dass die Herstellung der Tasche in mühevoller Handarbeit durch echte, lebendige Dichter erfolgte.



BECK

Wie schreibt man einen Roman?

Gebraucht wird zuerst ein Thema. »Ein Thema« beginnt mit »ein«, das merken wir uns. Dann benötigen wir einen Helden. »Einen Helden« endet zweimal mit »en«, eins davon prägen wir uns fest ein. Schließlich brauchen wir noch Rotwein, das meiste davon schlucken wir runter, nur das »Ro« behalten wir im Kopf. Schließlich wird

beim Schreiben »manche Stunde« draufgehen, von der wir uns das »man« merken wollen.

Wenn wir nun unser Gedächtnis durchforsten, alles zusammenfügen und aufschreiben, was haben wir dann geschrieben? Richtig: »einen Roman«. Fertig!

OVE LIEH



JAN TOMASCHOFF

Neues aus der Literaturwissenschaft

Mehr als der Inhalt verrät uns die Sprache eines Buches über den Autor. So stammen z.B. Bücher, die in russischer Sprache verfasst sind, nicht selten von einem Menschen jenseits der polnischen Grenze.

der Hand immer häufiger scheel angeguckt wird, hat es aber gute Chancen, wenigstens paraolympisch zu werden.

Leider wird wohl das Lesen nicht mehr olympische Disziplin. Da man heutzutage mit einem Buch in

Warum gibt es keine Nachttischlampen für Katzen? Ganz einfach: weil sie düstere Romane auch im Dunkeln lesen können.

DIRK WERNER

Innovative Textgestaltung

Zunächst, scheint uns, sollten Texte aus Buchstaben bestehen, die zu Wörtern zusammengesetzt werden.

Wie man schöpferisch Ziffern integrieren kann, um sie aus den Fängen der Mathematiker zu befreien, die sie nicht selten als gebrochene Zahlen hinterlassen, führt Büchner-Preisträger Reinhard Jirgl vor.

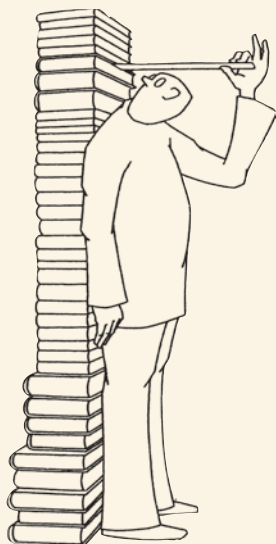
Er schreibt zum Beispiel statt »eindeutig« innovativ »1deutig« und macht das Wort damit mehrdeutig, was bei »eindeutig« eindeutig lustig ist. Denn es liest sich jetzt auch als Eins-deutig, also auf die Eins gerichtet, was wiederum bedeuten könnte »zum Besseren hin« oder zum Wenigen oder einfach nach links, wenn man sich mal einen bei Null beginnenden Zahlenstrahl vorstellt.

Texte werden so noch ~~~deutiger (mehrdeutiger oder Meer-deutiger), was zugleich auf ein größeres Gewässer hinweisen kann. Die Methode hat Potenzial. Man könnte etwas unauffälliger über 6 schreiben. Oder missverstehen, wenn jemand 9 sagt,

Herr Kachelmann. Darauf sollten wir mehr 888 (achten). Man spart etliches an Tinte %imeter. Jedenfalls wenn man außer Ziffern noch Zeichen und Bilder, aber keine Buchstaben mehr benutzt.

Allerdings wäre das 1deutig nicht neu, sondern eine 3ste Nachahmung.

OVE LIEH



MIROSLAV BARTÁK

Aus der Bücherwelt

Die Buddenbrooks hatten »Krieg und Frieden« nie gelesen, aber hassten es. Ähnlich war es um Ulysses bestellt: Die »Odyssee« konnte er nicht ausstehen. Was sollte das für eine Odyssee sein, in der der Held nicht mal nach Irland, geschweige denn Dublin kam!

Ganz und gar nicht grün waren sich auch Effi Briest, Madame Bovary und Anna Karenina. Aber gegen Jane Grey, Emma und diese aus Stolz und Vor-

urteil bestehende Elizabeth Bennet oder wie diese Engländerinnen auf der Jagd nach dem Märchenprinzen alle hießen, hielten sie zusammen wie Pech und Schwefel.

Alle, ausnahmslos alle, von Gilgamesch und Sinuhe über Hamlet und Faust bis zu Zeno Cosini und dem großen Gatsby, erschauerten, wenn die Blechtrommel geschlagen wurde. Kotz!

PETER KÖHLER

Die Traumpaare der Weltliteratur



Macky Messer
und Hedda Gabler

Winnetou
und Lady Chatterley

Moby Dick
und Daisy Duck

Balu
und Lulu

John Silver
und Goldmund

KRIKI

Biskupeks Auslese (II)

Criminale

Ein Krimi sollte vor allem ordentlich ausgerechnet sein; eine vernünftige Sprache ist nicht von Schaden, und wenn dann die Spannung immer mal wieder ansteigt, ist das Sommerloch im Kopf des Lesers gefüllt.

Die **Rachegöttin** (Rotbuch) hat **Christa Faust** klug komponiert und Gerold Hens ganz ordentlich ins Deutsche gebracht. Es »sagt« zwar in jeder fünften Zeile, ab und zu »fragt« und »antwortet« es auch; das heißt dann wohl werkgetreue Übersetzung.

Die Story ist die Fortsetzung der Abenteuer des ehemaligen Porno-Stars Angel Dare; gelegentlich wird auf das bloße Vorleben verwiesen. Weil jene Angel ihre Geschichte erzählt, wissen wir, sie darf auch zum Schluss noch leben, nachdem sie einen Schützling, einen »verdammte gut aussehenden Kleinen« zu einer Fernsehshow »All American Fighter« nach Las Vegas gebracht hat. Übrigens erfolglos, was dem Genre etwas widerspricht. Wer vom Krimi Grausamkeit, gern auch sexuelle, erwartet, ist hier genau richtig. An den Beschreibungen scheint ein gewisser Chandler mitgestrickt zu haben; insgesamt gibt es viele Leichen, leider trifft's die Guten, auf die wirklich Bösen (Kroaten!) wartet nun die Fortsetzung.

Mit nur zwei sprechenden Personen kommt **Christian Gudes Kammer-spiel** (Gmeiner) aus. Der Darmstädter Privatdetektiv Rünz wird von einem Psychiater mit einer Suche beauftragt. Allein in Dialogen (drei Akte mit Zwischenspielen) wird die Geschichte, lokal geerdet, nach und nach entwickelt. Und immer wieder gebrochen. Gude beherrscht das Genre, spielt mit allen Erwartungen, zeigt sich als Meister jähler Wendungen und unerforschlicher Ratschlüsse (vgl. J. W. Stalin), bringt Ex-Frau, Neu-Freundin und jede Menge Whiskymarken ins lustvolle Spiel. Wenn der Leser ein Kenner von Krimi-Strukturen ist, hat er doppelten Genuss – und wenn der

Autor lernfähig ist, verzichtet er demnächst auf die Verquickung von »Stasioffizier« und »VEB Plaste und Elaste«. Derlei mag allein noch Darmstädtern imponieren, deren Horizont hinter Bebra endet.

★
An **Tote Fische beißen nicht** (List) sind die Autorennamen das Originellste: **Auerbach & Keller**. Die beiden Damen tauchen in ihrem Fall, der in Südfrankreich spielt, sogar mal selbst auf. Das versöhnt leider nicht mit der biedereren Geschichte. Pippa Bolle, ermittelnde Heldin, möchte als Übersetzerin ihr Geld verdienen und streut immer mal längliche Betrachtungen zur Sprache ein. Ansonsten geht es um eine angelnde Männergruppe, die als verquält Spätpubertierende auftreten. Eine Prise »Rachegöttin« hätte gutgetan, aber wohl nicht viel retten können. Witzig ist das Umschlagbild von Gerhard Glück, aber mit 8,99 etwas zu teuer bezahlt.

★
Der Einfall für **Meer Morde** (Diana Verlag): Nimm einen griesgrämigen Kommissar mit Hund, Polizeischüler-Assistentin mit Küchenkenntnissen, gebe nacheinander vier Inseln von der Nordseeküste hinzu und verteile das Spielmaterial unter vier Autoren (Michael Koglin, Philip Tamm, Andrea Vannoni und Regula Venske). Die mühen sich nun alle redlich, im »Blutigen Watt« oder »Tödlichen Strandgut« genügend Leichen zu verstecken und einen Fall abzuschließen. Dabei müssen sie ihre jeweiligen Vorschreiber gut gelesen haben – Schluss-Autorin Venske darf auch noch einen Fall lösen, den Kommissar bereits ein Buch vorher (»Blutiger Advent«) zunächst in den Aktenkeller verbannte. Wie das alles aus-, um- und zusammengerechnet wurde, darüber musste Herausgeberin **Uta Rupprecht** den Abschlussbericht verfassen. Doch dessen Anfertigung ist nicht nur bei deutschen Polizisten unbeliebt.

Immer sachlich

Was sind Schriftstellerbiografien? Manche geben sich als Romane eines Lebens, andere zählen sachlich Lebensstationen auf. Zum hundertsten Todestag und dem hundertsechzigsten Geburtstag hat **Karl May** dieses Jahr viel Nachruhm erfahren. »Eine sächsische Biografie« nennt **Klaus Walther** sein im Chemnitzer Verlag erschienenenes Kompendium. Bemerkenswert, dass der Autor auf zwei Seiten die Biografien der Konkurrenz lobt und mit kollegialer Fairness kurz vorstellt (»die vielleicht schönsten Lebensdarstellungen«, »es gibt nichts an Ereignissen, Daten und Fakten, die man hier nicht finden könnte«, »liest man mit Vergnügen den Karl-May-Roman von Erich Loest«). Eine Novum in diesem Büchlein: die Karl-May-Orte mitsamt ihren Reliquien. An die sechzig sind es in Mitteleuropa, darunter ganz abenteuerlich auch Höhlen und Gipfelkreuze. Im Geburtsort Hohenstein-Ernstthal finden sich überall Wohnhäuser, Schulen, Kirchen, Bahnhof und Buchhandlung, die vom Karl-May-Leben künden – und gar viele Kneipen.

★

Als Abenteuerautor gilt gelegentlich auch **Joseph Conrad**, auch ihn erreichten erst spät Ruhm und Geld. **Renate Wiggershaus** beschreibt in ihrer dtv-Biografie die polnische Kindheit des Konrad Korzeniowski in zaristischer Verbannung, die Seemannsjahre in aller Welt, als er das Kapitäns-patent erwarb und nicht nur den Geburtsnamen, sondern auch die Muttersprache zugunsten des Englischen ablegte – der Autor großer Romane soll aber bis ins Alter mit deutlichem Akzent gesprochen haben. Als Mittvierziger erhielt er eine Zuwendung von 300 Pfund vom Royal Literary Fund zur Milderung der desolaten finanziellen Situation; auch damals wurden Nachwuchsautoren gefördert.

★

Streitschriften sind meist dünne Bücher, bei **Jutta Ditfurths Worum es geht** (Rotbuch) gilt das im übertragenen Sinn. Die einstige Grüne, die es versteht, alle früheren Freunde zu Gegnern werden zu lassen, erklärt auf 50 Seiten, wie die Welt geregelt werden

müsste. Die Autorin gibt sich heftig antireligiös, verurteilt aber Islamphobie als Grundübel der westlichen Welt. Das Allerschlimmste ist ihrer Meinung nach die Occupy-Bewegung, nämlich eine »weit offene Flanke«. Bei den Versuchen, starke Bilder (!) zu schmieden (!), wird es lustig: Hungersnöte »breiten sich wie Wüstensand aus«, Angst wird »geschärft«, »trojanische Pferde galoppieren als Kavallerien« heran, ein »stählerner Wille« lässt Menschen sterben, und »Tote sind nur eine Nadelspitze der Eiskette«.

★

Ingo Schulze ist nun einer, der mit Sprache umgehen kann, und so wird bei ihm auch eine »gegen marktkonforme Demokratie – für demokratiekonforme Märkte« gerichtete Streitschrift zum Lesegenuss. Nicht nur, weil er Andersens berühmtes Kaiser-Märchen in **Unsere schönen neuen Kleider** (Hanser Berlin) zur Gänze zitiert, sondern weil er Wörter befragt: Zwar ahnt jeder, dass »Arbeitgeber« Leute sind, die Arbeitskraft nehmen, man muss es aber auch aussprechen. Und dass »gelenkte« (ganz böse, weil von Putin) und »marktkonforme« (sehr gut, weil von Frau Merkel) Demokratie sich gleichen, steht hier klug formuliert.

Der Text geht auf eine Rede zurück, die Schulze am 26. Februar 2012 in Dresden gehalten hat. Und so kann man jetzt nachblättern, wie der Schluss von Andersens Märchen wirklich lautet. Dass das Volk, von einem kleinen Jungen angeregt, ruft: »Aber er hat ja gar nichts an!«, hat der Märchenkenner noch im Ohr. Doch die letzten zwei Sätze beschreiben viel anschaulicher unsere gegenwärtige Welt: Der »Kaiser (...) dachte bei sich: »Nun muss ich aushalten.« Und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.«

Und so muss man auch nicht wie Frau Ditfurth lauthals und in schiefen Bildern mitteilen, was das Volk weiß; viel ersprießlicher – und nützlicher – ist es, jene Kammerherren zu beschreiben, die eine Schleppe tragen, die gar nicht da ist.

Das gute Buch



ARI PIKAT (2)

BERND ZELLER



Jeder Augenblick

ALLEIN

Da waren doch so viele Tage
und sie verflohen im Nu.
Und jetzt bleibt die quälende Frage:
Wozu?

Wozu nur dieses Gegockel
und all die Angebereien.
Am Ende fällst du vom Sockel.
Allein.

Alleine mit deinen Migränen,
trotz Rente und Zugewinn.
Es fehlte den Lebensplänen
der Sinn.

Askese und Ekstase,
du warst nie wesentlich.
Nur eine Seifenblase:
dein Ich.

Das meiste war unverständlich,
trotz Stunden des Lichts.
Wie alles zerfällt du letztendlich
in nichts.

Warum sich ans Leben krallen,
lass aus und lass dich ein.
Du findest nur im Zerfallen
dein Sein.



Surfen und Schifahren,
Schifahren und Surfen.
Im Winter Surfen,
im Sommer Schifahren.
Frühjahr und Herbst:
Schisurfen,
später dann
Schurfen und Sifahren
Sifahren und Schurfen.
Im Winter Schurfen,
im Sommer Sifahren.
Im Herbst Schisurfen.
Abends hat man sich viel zu sagen:
Schurfen Schie auch, Fräulein?
Nein, ich schare nur Schi.
Schade.



ICH UND GOETHE

Manchmal wär ich gerne weise,
möchte mild, vor allem leise
über Idioten lächeln,
nicht mehr hinter Mädchen hecheln.

Auf der Parkbank ab und an
ein Gespräch von Mann zu Mann
oder mit den Göttern scherzen,
all die großen, kleinen Schmerzen

aus dem Körper meditieren,
Jugendliche faszinieren
und selbst diese Eitelkeiten
lässig schwebend überschreiten.

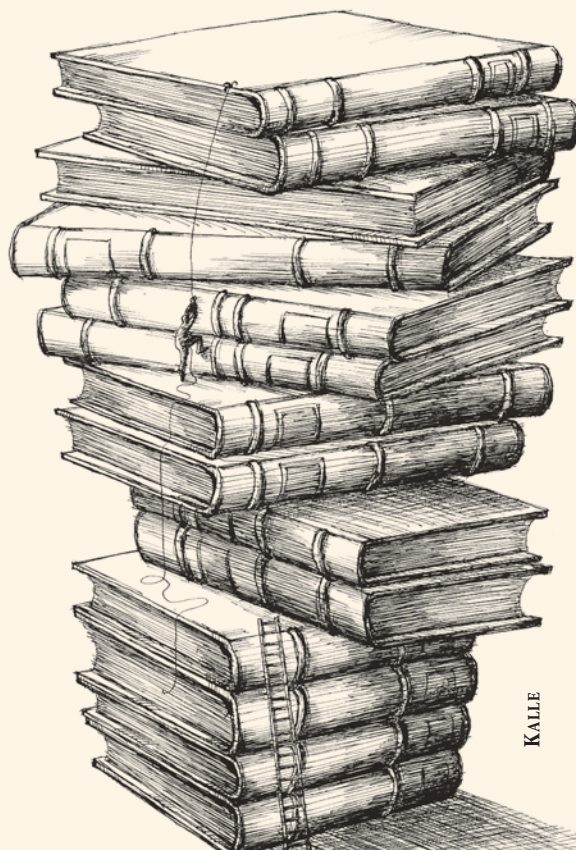
Lächelnd mit dem Sensenmann
Sechsunsechzig spielen und dann
ungeniert das Spiel verlieren
und verklärt ins Grab stolzieren.

Leider lehrt uns die Geschichte,
dass entsprechende Berichte
zwar galant die Nachwelt schmücken,
doch die Wahrheit unterdrücken.

Denkt nur an den großen Meister
Goethe, Johann Wolfgang heißt er
der begann in hohem Alter
hinter Mädchen, wie ein Falter
in den letzten Sommertagen
greisengierig herzujagen.

Werd mich also weder weise
noch behutsam oder leise,
eher jammernd, tobend, kreischend
und vor Angst ins Bettuch scheidend
weigern, zitternd um mein Leben,
meinen Löffel abzugeben.

Und man mag es kindisch nennen,
hinter Rücken herzurrennen,
wenn dir schon der Zahn der Zeit
jegliche Standhaftigkeit
sportlich oder überhaupt
eigentlich nicht mehr erlaubt
und ich will auch, ganz bescheiden
jede Anmaßung vermeiden,
doch ich fürchte, diese Nöte
teile ich dereinst mit Goethe.



NOCH 'NE ERINNERUNG AN MARIE A.

(für B.B.)

Wir trafen uns in einem Regenbogen,
der Regen war schon lange fortgezogen,
nur noch des Bogens Bogen spannte sich
uns übers Haupt und glänzte fürchterlich.

Du warst im Blau und ich im Rot gesessen,
wir haben fast die Welt um uns vergessen,
da drücktest du dir einen Pickel aus,
der war sehr weiß und sah sehr picklig aus.

Ich will dagegen allgemein nichts sagen,
denn jeder kann mal einen Pickel haben.
Jedoch zur Zeit der höchsten Weltenrückung
verschafft derselbe seltene Verzückung

Du pickeltest, nun gut, ich sah zu Boden,
der Regenbogen hat sich schon verzogen,
kaum war noch Blau, kaum war noch Rot zu sehn.
Nur noch der Pickel war sehr weiß und blieb bestehn!



Konstantin Wecker:
Jeder Augenblick ist ewig,
Deutscher Taschenbuch Verlag,
266 S., 9,90 Euro

Pferdekotentfernung bei eingeschränkter Sehleistung

Kleiner Leitfaden zur laienhaften Gedichtinterpretation

Oft genug sind sich die Leser unserer Zeitschrift unsicher, wie sie die abgedruckten Gedichte zu verstehen haben. Ihnen fehlt dabei hauptsächlich der Mut, zu ihrem eigenen Bauchgefühl zu stehen. Dabei sind doch gerade Gedichte darauf angelegt, vieldeutig zu sein: Eine eigene Meinung ist also immer richtig, sofern sie sich durch das Gedicht begründen lässt. An dem folgenden Beispiel soll nun gezeigt werden, welche Ansätze zutreffen können:

Detlev von Liliencron (1844-1909)
FOUR IN HAND

Vorne vier nickende Pferdeköpfe,
Neben mir zwei blonde Mädchenzöpfe,
Hinten der Groom mit wichtigen Mienen,
An den Rädern Gebell.

In den Dörfern windstillen Lebens Genüge,
Auf den Feldern fleissige Eggen und Pflüge,
Alles das von der Sonne beschienen
So hell, so hell.

Begriffserklärung

Four in hand – ein Krawattenknoten
Groom – Beifahrer

Und so gehen Sie vor:

1. Der sachliche Ansatz: Ein Kutscher führt seine Pferde übers Land.

2. Der stimmungsvolle Ansatz: Das Gedicht beschreibt eine sonntägliche Landpartie.
3. Der ökologische Ansatz: Der Kutscher minimiert durch den bewussten Verzicht auf ein Automobil den CO₂-Ausstoß in Mitteleuropa.
4. Der biografische Ansatz: Das scheinbare Fehlen eines lyrischen Ichs charakterisiert das mangelnde Selbstwertgefühl des Autors.
5. Der pädagogische Ansatz: Einem Kind werden herkömmliche Verfahren des Ackerbaus gezeigt.
6. Der herrschaftliche Ansatz: Jemand kontrolliert die landwirtschaftliche Arbeit.
7. Der polizeiliche Ansatz: Ein Verkehrsteilnehmer achtet nicht auf den Straßenverkehr und provoziert mit seinem fahrlässigen Verhalten einen vermeidbaren Unfall.
8. Der romantische Ansatz: Oh, wie schön ist doch Mutter Erde!
9. Der wirtschaftliche Ansatz: Handel und Acker-

bau beeinflussen einander.

10. Der erotische Ansatz: Der Kutscher sucht ein geeignetes Plätzchen für ein kommen- des Stelldichein.
11. Der sozialistische Ansatz: Kapitalistische Verklärung des Landlebens durch besitzenden Kutscher.
12. Der perverse Ansatz: Der pädophile Kutscher neben dem ahnungslosen Mädchen symbolisiert die ländliche Inzucht.
13. Der perspektivische Ansatz: Ein Fremder kutschiert durch unser Dorf.
14. Der zensorische Ansatz: Der Mangel an offener Kritik jedweder Art macht dieses Gedicht äußerst verdächtig.
15. Der medizinische Ansatz: Der Kutscher ist, soweit sich feststellen lässt, in seiner Sehleistung nicht eingeschränkt.
16. Der ordnungsamtliche Ansatz: Der Kutscher ist für die Entfernung von Pferdekot auf dem Weg selbst verantwortlich.
17. Der gesellschaftliche Ansatz: Der Kutscher ist auf seine Anonymität bedacht, was ihn als asozial erscheinen lässt.
18. Der sozialgeschichtliche Ansatz: Der Kutscher nimmt die Produktionsbedingungen des arbeitenden Volkes nicht wahr und provoziert damit auf lange Sicht eine Revolution von unten.
19. Der linguistische Ansatz: In diesem Text wird mithilfe von Anglizismen Sprachpanscherei betrieben.
20. Der tierliebe Ansatz: Pferde müssen regelmäßig bewegt werden!

BERNHARD SPRING

Deutsch mit Bastian Tick:

Der Sprachwörter hat die Wörter oder: Der Sprachwart hat das Wort

Können Sie Deutsch? Wissen Sie, was einzelne Wörter annoch bedeuten? Vergewissern Sie sich geflissentlich der Bedeutung unbekannter Vokabeln, systemalen es Ihren Wortschatz erweitert? Oder kümmern Sie sich den Deut darum? Dünkt Sie solches lässlich, weil es Ihnen lässlich deucht?

So es Ihnen aber nicht an Beflissenheit mangelt, wird es Sie kaum dauern, dass Ihnen diese mitnichten hanebüchene Miszelle so gebenedeite Wörter beut. Gebricht es Ihnen bass an Verständnis, so entbürden Sie sich behänd sotanen sprachlichen Gebrestens vermöge eines Glossars – und stehen Sie nichts

weniger als an, sich hierzu freislich zu unterstehen!

Riefeln Sie also nicht Ihre Stirn, knaupeln Sie nicht benaut an Ihren Fingern und gnatzen Sie nicht! Denn wer sich hier als lass erweist, den wird männiglich im sprachlichen Beritt auch fürder als einen Schluffen schmälen oder wie Schrofel abtun können.

Und begibt sich solches gleichwohl, so wissen Sie wenigstens, als was man Sie da verglimpft. Darum ist Deutsch doch die beste aller Sprachen: maßen man jedes Wort versteht.

Traun, meiner Treu!

PETER KÖHLER



OLIVER OTTITSCH

Michael Kohlhaas gegen den Teuro

An den Ufern der Pleiße lebte um den Anfang des 21. Jahrhunderts ein Fahrradhändler namens Michael Kohlhaas. Dieser außerordentliche Mann hätte bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers gelten können, wären nicht die wilden Euro-Zeiten gewesen.

In schwüler Sommerhitze ritt er einst mit seinem Eisenross in der Badehose zum Tagebausee vor die Tore der Stadt, und während die Sonne nicht enden wollte, auf seinen Rücken niederzuprasseln, der Durst die Kehle zuschnürte, erblickte er alsbald am Nordstrande eine Restauration. »Eiskaffee ToGo« stand in großen Lettern auf einer Schiefertafel, und als er den Preisanschlag des togolesisch anmutenden Getränks näher betrachtete, wurde er gewahr, dass es bloß um kalten Kaffee ohne Eis ging. Aber mit Sahne. Wollte man Eis dazu, musste man einen Obolus blechen.

Eiskaffee ohne Eis? Ja, könnte er dann nicht auf die Idee kommen, seine Eisenrösser ohne Räder, wenigstens die bloßen Felgen ohne Mäntel zu veräußern? Fahrrad light? Vielleicht noch den Rahmen extra berechnen? Und erst recht den Lenker! Blieben nur die Vorder- und die Hinterleuchte übrig, mit einem Draht verbunden, an dem der Dynamo baumelt. Immerhin: das roch verdammt nach Kunst; ein Plätzchen neben so manchem Gerümpel im neuen, völlig neumeisterlichen Albertinum würde sich noch finden!

So brach Michael mit seinem Eisenross denn auf, um den Großkanzler des Freistaates um Audienz zu bitten. Entweder Schluss mit der Teuro-Abzocke oder einen Platz im Albertinum! Mit schmerzenden Waden nebst Nackenpein und – ach was! – fälschlich groggie un gladschnass, mit platten Reifen und mehreren polizeilichen Verweisen von der Autobahn erreichte Michael den Altmarkt der Landeshauptstadt, ließ sich sogleich im erstbesten Gasthaus nieder und bestellte ausgehungert für 3 Euro 90 eine echte Sächsische Kartoffelsuppe mit Wiener Würstchen. Ja, hier lebte der antipreußische Geist fort: Sachsen und Österreich vereint auf einem Teller! Was kam, sah allerdings wie das Ende des Siebenjährigen Krieges aus. Mehrmals musste Michael seine Brille zurechtrücken, schwamm doch, als das Söppchen, nein Söppelchen, ach Söppelchen eingetroffen, die sogenannte Wiener immer wieder aus dem Blickfeld. Was hieß da Würstchen – ein drei Zentimeter langes Kastratenstummelchen tummelte sich auf einem gerade noch mit Suppe benetzten Tellerchen! »Wollder misch vorhohnbiebeln?«, brüllte Michael in sich hinein und zahlte mit Trinkgeld.

Außer sich vor Wut ließ er die Audienz Audienz sein, pumpte Luft in sein Fahrrad und schaffte es in einer Stunde bis vor die Grenze von Leipzig-Mölkau, fiel erschöpft vom Fahrrad, dessen Reifen auf dem heißen Asphalt weggebrannt waren. Zum Glück passierte das gerade vor den Stufen des al-

ten Griechen, aber das war doch der, der den Weinessig auf dem Tisch durch normalen Speiseessig ersetzt hatte? Nein, dann lieber weiterquälen bis zur nächsten S-Bahn-Haltestelle, einen Verkehrsverbundfahrtschein lösen und nichts wie heim! Aber hatte er nicht jüngst gelesen, dass selbiger Gepäckstücke extra zu berechnen plante, ein Köfferchen etwa ... »Ihr Vorhohnbiebler!«, vibrierte es in Michael, und er vergaß, seinen

Fahrtschein abzustempeln.

Nun, Kohlhaas, du Fahrradhändler, dem solchergestalt Genugtuung geworden, mache dich bereit, Verkehrsverbundlicher Majestät, deren Anwalt hier steht, wegen des Fahrens mit ungültigem Tickete deinerseits Genugtuung zu geben, sprach der Schaffner.

Es vergingen einige Tage, da brachte Michael den Überweisungsschein mit der empfindlichen Strafe zur Bank, schwang sich auf sein Eisenross Richtung Tagebausee, eine Kanne kalten Kaffees und eine Dose Wiener Würstchen im Rucksack. Hier endet die Geschichte vom Kohlhaas.

BIRK ENGMANN

Neufassung nach Heinrich von Kleist



KARSTEN WEYERSHAUSEN

Warum Lyrik immer den 3. Preis gewinnt

Mal ehrlich, wären Sie gerne in einem Lyrikeck?

Würden Sie sich da wohlfühlen? Da riecht es immer ein bisschen muffig, meist liegt es neben dem Lager oder neben dem Klo und ist unglaublich schlecht sortiert.

Wenn man nachfragt, wird man angesehen, als ob man sehr einsam wäre, verständnisvoll blättert die Buchhändlerin im Computer und denkt sich: Die arme Sau. Mitte Zwanzig und schon auf Lyrik.

Ob der wirklich so depressiv ist? Wahrscheinlich muss er schwere Medikamente schlucken und seine Frauen schicken ihn nach spätestens zwei Wochen in die Wüste.

Am schlimmsten ist es, wenn man dann auch noch Lyrik schreibt.

Wer Lyrik schreibt, ist ein kompletter Vollidiot. Der trifft sich ständig mit anderen Dichtern und dann reden sie über ihre Zyklen und nicken dazu mit den breiten Köpfen, während sie »sehr interessant, wirklich« in ihre Bärte nuscheln und ihre eigenen Werke gut finden. In ihren Versen schreiben sie gerne von der »schweren Süße des Jasmins«, husteln perma-

nent in ein Wasserglas, schreiben alle verse in allen Strophen zu allen Zeiten in Kleinbuchstaben, lassen sich jeden Tag vor einer Bücherwand fotografieren, während sie den Daumen-, Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand saublöd um den Mund gruppieren, und hatten in jedem Fall eine Phase, in der sie sich mit Gelegenheitsjobs wie Leichenwäscher, Schlachthoflagerist oder Hafenarbeiter durchs Leben schlugen.

Was würden wir dafür geben, wenn wir Erzählungen schreiben könnten! Witzige, seitenlange Beschreibungen über soziale Miss-Stände. Tolstoi-Romane und Dostojewski-Szenen oder wenigstens Schmierblöcke voll platter Komik, aneinandergereiht, grob sortiert und als Roman bezeichnet. Das wär's. Stattdessen fallen uns immer wieder Gedichte zu. Wir hassen Lyrik, gebt uns also den dritten Preis, damit wir uns nicht ganz so beschissen vorkommen:

Wir leben ja immerhin in einem Sozialstaat. Da darf man ein bisschen Mitleid doch wohl erwarten, oder?!

MATTHIAS KRÖNER

Ichzeit, Duzeit, Er-Sie-Es-Zeit



Lesezeichen: HEIKO WERNING

Ich kann nicht einschlafen. Zweifel quälen mich. Woher kommen wir? Wohin gehen wir? In welcher Epoche schreiben wir? Das sind so die Fragen, die mich kein Auge zutun lassen. Mich tief empfindenden Schriftsteller. Wenn da nicht immer diese Selbstzweifel wären! Ist das überhaupt Literatur? Schreibe ich überhaupt zeitgemäß? Habe ich zu viel Kaffee getrunken am Nachmittag?

Aber ich kenne sie gut, die Nächte, in denen ich nicht einschlafen kann. Ich habe vorgesorgt. Ich habe mir die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* ans Bett gelegt. Und es trifft sich gut, dass einer von uns, nämlich Maxim Biller, endlich einige Antworten für uns gefunden und sie in die Zeitung hineingeschrieben hat, unter dem schönen Titel »Ichzeit«: »Wir leben, lesen und schreiben schon lange in einer literarischen Epoche und wissen es nicht.« Und in der Tat – ich hätt's nicht gewusst. Aber hätte ich es zumindest ahnen können?

»Vielleicht ahnen wir es, wenn wir nach der Lektüre von Tellkamps *Turm* denken, das war noch besser als eine Folge von *Breaking Bad*.« Nein, ich hätte es nicht ahnen können. Denn mir gefällt nicht nur jede einzelne Folge von *Breaking Bad* besser als Tellkamps wichtigster Langeweiler-*Turm*, sondern jede Ausgabe der *Sendung mit der Maus*.

Umso wichtiger also, dass Maxim Biller endlich mit der Sprache rausrückt, selbst wenn ich dafür seinen ganzen, langen, wahrscheinlich sehr tief empfundenen Artikel in der *FAS* lesen muss, sonst werde ich es nie erfahren, denn außer Maxim Biller kam, glaube ich, noch keinem von uns in den Sinn, dass die besten Romane der letzten 25 Jahre mehr verbindet als ihre Qualität: »Dass die besten Romane der letzten 25 Jahre mehr verbindet als ihre Qualität, kam, glaube ich, noch keinem von uns in den Sinn.« Ich lese gebannt weiter.

Angefangen hat alles, so Biller, mit Rainald Goetz, weil der sich beim Vorlesen »selbst verletzte«, indem er sich nämlich vor der Kamera beim Vorlesen eine kleine Schnittwunde zugefügt hat, womit er »etwas unerhört Neues wagte«, denn »er stellte seine ganze verletzte und verletzliche Person stolz ins grelle öffentliche Licht«. Darauf hätte im Grunde natürlich auch schon vorher mal jemand kommen können: Einfach mal seine eigene Person ins grelle, öffentliche Licht stellen! Nach all den Jahrhunderten voll schwächlicher, unglaublicher, langweilender Er-Erzähler: »Die Literatur braucht wieder ein starkes, glaubhaftes, mitreißendes Erzähler-Ich – sonst hört ihr uns, die tief empfindenden Dichter und Denker, im immer lauter werdenden Medienlärm nicht mehr.« Und Biller im Medienlärm nicht mehr zu hören – das ginge ja nun gar nicht!

Dem Neues wagenden Goetzschnitt folgte Fausers Rohstoff: »Dieser Roman tut weh, so schön und tief empfunden ist er. Und genau das ist er auch.« Also: Das genau ist er: schön und tief empfunden. Das tut weh. »Wie schade, dass der existentielle Trinker Fauser, der ein paar Jahre später morgens um vier auf einer bayerischen Autobahn betrunken überfahren



EXOT: Zeitschrift für komische Literatur Nr. 13, www.exot-magazin.de 128 Seiten, 5,00 Euro

wurde, über seinen Amy-Winehouse-Tod nicht mehr selbst schreiben konnte. Es wäre sein stärkster Text geworden.«

Das ist in der Tat sehr schade. Man könnte den Gedanken vielleicht sogar noch einen Tick weiterspinnen und bedauern, dass im Grunde ja nicht nur Jörg Fauser seinen Tod ebenso wenig beschreiben konnte wie Amy Winehouse den ihrigen nicht mehr zu besingen in der Lage war, sondern auch sonst hat im Grunde ja noch niemand fundiert über seinen

eigenen Tod schreiben können. Ein Jammer, manch schöner Text ist uns dadurch sicherlich verloren gegangen. Und wahrscheinlich wird dieses große literarische Projekt wieder keinen angehen, wenn Biller es nicht eines Tages selbst tut. Meinen Segen hätte er. Und seinen auch, denn: »Viele der besten, wichtigsten Bücher der letzten zweieinhalb Jahrzehnte wären ohne den extremen persönlichen Einsatz ihrer Verfasser undenkbar gewesen.« Wer hätte das gedacht? Bücher schreiben kostet persönlichen Einsatz! Warum hat mir das vorher niemand gesagt? Als ich noch etwas anderes hätte lernen können, Bauarbeiter oder Altenpfleger oder irgendwie so was halt. Aber zumindest Ihr, Ihr emporstrebenden, tief empfindenden Nachwuchsschriftsteller, Ihr seid nun gewarnt. Ihr könnt noch umkehren!

(gekürzt)

WENN SIE JETZT DIESES
OPULENTE WERK „DIE
SENSE IM WANDEL DER
ZEITEN“, FÜR 99,99
ERWERBEN, BIN ICH AUCH
GANZ FIX WIEDER WEG!



ANDREAS PRÜSTEL

Der Autor mit Ambition benötigt eine vorzeigbare Vita. Eine Biografie mit richtig was drin. Denn Weltliteratur entsteht nur aus intensivem Leben: aus Kämpfen und Wirnissen, aus Naderfahrungen und dem, was man empfindet, wenn einem schon wieder irgendwer die Luft aus den Fahrradreifen gelassen hat. Hemingway zum Beispiel war Kriegsberichterstatte, Stierkämpfer, Großwildjäger und ist mit dem Helikopter abgestürzt. Thomas Mann kam immerhin aus gutem Hause, musste emigrieren und hatte nach jedem Ortswechsel Riesenprobleme, eine angemessene Villa zu finden. Thomas Brussig ging durch die Hölle einer behüteten Kindheit, Frank Schätzing besitzt einen gepflegten Bart, Patrick Süßkind geht nicht raus, und Herta Müller kann nicht schreiben. In diesem Ozean aus Erlebtem lässt sich natürlich gar nicht fischen.

Hoch gestapelt ist halb gewonnen

Doch was ist der Normalfall? Abitur, Studium der Kulturwissenschaften oder Romanistik, erste Texte für eine Schülerzeitung und das Bordmagazin der Luft-hansa. Lebt mit Ehepartner und zwei Katzen abwechselnd in München und auf Mallorca. Ganz ehrlich, was soll man da schon anderes erwarten als fünfbandige Historien-Trilogien oder herrlich freche Frauenromane, denen man Zeile für Zeile das Bemühen ansieht, von

der ARD-Kitschkitsche Degeto verfilmt zu werden? Bücher, in denen alleinerziehende attraktive Frauen in bundeslandgroßen Lofts herumstöckeln und ihren allerliebsten achtjährigen Töchtern, die sooo gern mit der Mama spielen möchten, gehetzt zurufen, sie müssten doch noch »die Präsentation« vorbereiten. Und wenn die Tochter dann traurig guckt, sagt die Mama mit ganz viel Liebe in der Stimme: »Aber am Wochenende machen wir etwas ganz Tolles zusammen, nur wir beide – versprochen!« Woran man by the way erkennt, dass sie im Grunde ja kein schlechter Kerl ist und ganz gut zu dem gerade eingezogenen alleinstehenden jungen Arzt von gegenüber passen würde, mit dem sie am Vortag an der Haustür so süß zusammengebumst ist.

Das ist natürlich keine »Litteraturuhr« (Reich-Ranicki). Verlage mit Anspruch sind daher dazu übergegangen, sich erst einmal mit dem Lebenslauf des Einsenders zu befassen, ehe sie erwägen, dessen Manuskript auch nur aus dem Umschlag herauszufingern. Es gilt das Prinzip der Casting-Shows: Schicksal schlägt Können. Das Ersinnen einer bemerkenswerten Biografie sollte daher an jedem Literaturinstitut bereits im Grundkurs durchgenommen werden. Denn die Chance, dass Ihr Manuskript angenommen wird, erhöht sich erheblich, wenn Sie wenigstens einen der nachfolgenden Punkte erfüllen:

- Sie waren in Ihrem Leben schon einmal Fremdenlegionär, Totengräber, verfassungsfeindliches Symbol oder nutellasüchtig.
- Sie sind ein total verrückter Typ, über den sogar schon die Lokalpresse berichtet hat. Sie bleiben zum Beispiel beim Grünen Pfeil so lange stehen, bis der hinter Ihnen hupt. Sie trinken bereits zum Frühstück immer eine ganze Tasse Caro-Landkaffee. Und zwar auf ex. Und Sie haben verschiedenfarbige Schnürsenkel in den Schuhen.
- Sie waren die heimliche Geliebte Adolf Hitlers.
- Sie haben sich schon einmal im Extrem-Selbstversuch vier Wochen lang nur von Molkepulver, Biomöhrchen und Ihren Fingernägeln ernährt.
- Sie verfügen »als Frau und Mutter einer Tochter« bzw. als »Frau und Tochter einer Mutter« über besondere Fachkompetenz und Glaubwürdigkeit.
- Sie haben den Untergang der »Costa Concordia« nur deshalb knapp überlebt, weil Sie nicht auf dem Schiff, sondern zu Hause waren.
- Sie waren der heimliche Geliebte Adolf Hitlers.
- Sie zeichnen sich durch ghandischen Gleichmut und große Friedfertigkeit aus. Beim »Mensch ärgere dich nicht« haben Sie sich tatsächlich schon einmal nicht geärgert. Damals, als Sie gewonnen haben.
- Sie sind Adolf Hitler.

Nix davon zu sehen in Ihrer Bio? Pech gehabt. Überlassen Sie das Anfertigen von Literatur Geeigneteren. Und schreiben Sie selbst bitte nur Sachen, wo am Ende geheiratet wird.

ROBERT NIEMANN

Böll zieht an seiner Zigarette, und ich frage mich, wie ich Irmgard später erklären soll, dass er auf ihre Plauener Spitze ascht. Für jedes dieser kleinen, schwarz umrandeten Löcher wird sie mich gnadenlos auspeitschen – so gut kann der Böll ja gar nicht schreiben, dass sich so ein Ärger lohnt ...

Dann kommt auch noch der

wenig Frauen in unserer Gruppe 47! Grass, also wirklich! Aber es sagt ja niemand was.

Enzensberger hat jetzt doch leise vor sich hin gelacht, und davon ist Hildesheimer aus seinem Nicken aufgewacht und hat gegluckst. Jetzt sieht sogar der Grass mit Runzelstirne auf. Er schmeißt sein Manuskript missmutig in die Ecke

Frisch gönnt.« Ich verstehe nicht und will schon nachfragen, aber da ascht der Böll wieder auf die Tischdecke, und ich verbeiß mir einen Kommentar.

Die Zeit vergeht schleichend ... Drei Grass'sche Pfeifen später klingt es und ich reibe mir die Fäuste. Das wird doch endlich Irmgard sein, aber denke! Der Reich-Ranicki steht in der Tür. Er kommt gar nicht dazu, mich zu grüßen, als er den Grass drinnen lesen hört. Stattdessen stürmt er in das Wohnzimmer und schreit laut: »Ein Unbuch! Günter, das kann doch nicht dein Ernst sein! Schreib doch endlich wieder mal was Besseres.«

Grass fällt vor Schreck die Pfeife aus dem Mund. Walser, der hinter Reich-Ranicki ins Zimmer gekommen ist, und Enzensberger lachen. Grass schäumt. Hildesheimer pennt schon wieder, wird aber von Johnson geweckt. Böll ascht gelesen auf die Plauener Spitze. Lenz geht lieber wieder zurück ins Bad. Es klingelt.

Irmgard, verstört. Ich, verstört. »Stimmt das mit Max Frisch?«, frage ich und weiß es ja schon. Es steht in ihren Augen. »Ach, tu doch nicht so ...«, sagt sie, und ich knall ihr eine. »Siehste, genau deshalb!«, ruft sie und macht kehrt. Weg ist sie.

Im Wohnzimmer geht es drunter und drüber. Ich habe keine Lust, mir das jetzt anzutun. Ich gehe ins Bad, mein Gesicht zu waschen. Lenz hockt im Dunkeln auf dem Wannenrand. »Das macht mich echt fertig«, jammert er. »Ich glaube, wir haben zu viel Grass in der Gruppe.«

Ja, sage ich. Und zu wenig Frauen.

BERNHARD SPRING

Gruppenabend

Grass, wie immer zu spät. Schlimmer kann es jetzt nicht mehr kommen. Erst stopft er sich die Pfeife und sieht sich ein bisschen um. »Schön hast du's hier«, sagt er gönnerisch und lässt sich noch mal nachschmecken. Dann kramt er ein Manuskript aus seiner Tasche und beginnt einfach zu lesen, obwohl doch grad der Siegfried Lenz noch liest. Für einen Moment lesen sie parallel, dann hört Lenz aufgeloht auf und entschuldigt sich mal kurz.

Grass liest und sieht dabei nicht auf. Ich glaube, der Hildesheimer ist inzwischen eingepennt. Oder er macht auf unauffällig. Aber den Walser hält es nicht zurück. »Der und sein ewiges Danzig«, knurrt Martin also und verpiss sich in die Küche ans Büfett. Grass hat das gar nicht mitbekommen. Er liest und liest, und eigentlich nuschelt er auch ein bisschen an seiner Pfeife vorbei. Gabriele Wohmann hat ihn mal darauf aufmerksam gemacht, aber da hat er sie gleich in einem seiner Romane verheizt, und seitdem traut sich das keiner mehr. Arme Gabi! Jetzt kommt sie gar nicht mehr, wenn sie weiß, dass der Grass auch da ist. Und dabei haben wir schon so

und wühlt in seiner Tasche. »Hat jemand Feuer?«, fragt er in die Runde, und Böll hält ihm wortlos ein Streichholz hin. »Wir müssten politischer werden«, schlägt Grass vor, während er an seiner Pfeife zieht. »Anders geht das nicht mehr.«

Hildesheimer und Böll sind dagegen, weil sie denken, dass es schon jetzt genug ist mit der Politik, aber Enzensberger lacht nur spöttisch auf, und so kommt es natürlich zu keiner ersten Unterhaltung. Nun drückt sich auch noch der Lenz ins Zimmer zurück und fragt Hildesheimer, was denn eigentlich los sei, und damit ist die Unruhe komplett. Zu allem Überfluss zeigt Grass jetzt auch noch seine neuen Grafiken – wieder Pimmelpilze – und schreit laut: »Genau das hab ich gemeint! Genau das!«

Da steht der Uwe Johnson auf, obwohl er sonst ja nicht so ist, und langsam wird es stiller. »Lies doch mal weiter!«, fordert Uwe Grass auf, und während alle ziemlich entsetzt aufstöhnen, fühlt sich Grass geschmeichelt und sucht sein Manuskript zusammen. Böll rollt mit den Augen. Er kommt zu mir rüber und flüstert: »Find ich ganz groß von dir, dass du deiner Irmgard das mit dem



ICH VERMUTE,
SIE SUCHEN 'WAS
ZUM THEMA:
»KÖRPERSPRACHE« ?!

Wieworte pur

Adjektive satt, Sprache gut, Deutsch prima:
Das Wiewort kommt heute nicht mehr nur
von vorne, sondern auch von hinten.

Aber nicht nur die Stellung ist wichtig,
sondern auch die Kunst, richtig zu steigern,
ja sogar richtiger zu steigern! Außer
Sportlern ist das nur dem Wiewort gestattet,
zum Beispiel: gutmöglichst – bessermöglich-
er – bestmöglich. Oder auch: superlativ –
komparativer – am positivsten! Optimaler
geht es nicht, denn so ist es am besten.

Das Wiewort: Es ist anders als andere
und deshalb von allen Wortarten das Ein-
zigste, das man auf keinste Weise missen
möchtste. Und so kommt sie noch und nö-
cher: die erfülltesteste Liebe zum Wiewort!

PETERSTER KÖHLERER
ZEICHNUNG: MATTHIAS KIEFEL

✕